

◀◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Georg Aeschl

Vom Überleben zum Leben

Konrad-Adenauer-Stiftung hilft deutschen Minderheiten auf den Weg 3

Klaus Weigelt

„Die ihr Leben in dieses Land einbauen“

Und ihren Tod: Gedenken an die Opfer des Nachkriegslagers Valpovo 8

Dieter Göllner

Hartmut Koschyk, Wortführer all der vielen Wenigen

Minderheitenbeauftragter der Bundesregierung gewürdigt 9

Wolf Oschlies

Alte Rechnungen bleiben jung

Völker produzieren mehr Geschichte, als sie brauchen können 10

Schienen, die die Welt bedeuten

Eisenbahnausstellung im Schlesischen Museum zu Görlitz 13

Solidarisch mit der polnischen Solidarität

Dieter Bingen erhält die Dankbarkeitsmedaille des Europäischen Solidarnosc-Zentrums 16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Klein: Die Straßen Elbings (*Hans-Jürgen Schuch*) 17

Pomeranz: Notizen (*Volker Strebel*) 18

Wiatr: Literarischer Reiseführer (*Susanne Habel*) 19

Goeze, Wörster: Baltische Geschichte im Archiv 20

Begleitschrift zu „Mutter Eva“ 20

Stadtschreiberstipendium Lemberg 21

LITERATUR UND KUNST

Bärbel Beutner

Wortmächtiges Vermächtnis

Tagung zu Ernst Wiechert 22

Als bauten sie selbst immer noch

Gedenkstätte für Langhans Vater und Sohn in Berlin 24

Markus Bauer

Gloria, mehrfach und mehrteilig

Bachs „Luthersche Messe“ beim Rohrer Sommer 27

Ulrich Schmidt

Buchgewordene Zentripetalität

„Mitte“ und „Europa“, inständig intoniert 28

KK-NOTIZBUCH

31



Ein Schleier der Melancholie liegt über dem Bild, es gemahlt an Johannes Weidenheims pannonisches „Lied vom Staub“: Ivan Roch, Ehemalige Salzhandlung in Osijek

Bild: siehe gegenüberliegende Seite

Vom Überleben zum Leben

Die Konrad-Adenauer-Stiftung hilft deutschen Minderheiten
„in der Mitte Europas“ auf den Weg

„Minority life is like art“, pointierte Lóránt Vincze, der siebenbürgischstämmige ungarische Präsident der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen, seine Ausführungen auf Englisch, und Johann Nepomuk Nestroy, der nichtamtliche österreichische Präsident der Union europäischer Ironiker, hätte sicher nichts dagegen, wenn man diese Pointe mit seiner Aussage über die Kunst bestärkte: Sie sei schön, mache aber viel Arbeit. Lóránt Vincze stellte denn auch, und das durchaus im Sinne aller Beteiligten, weniger auf die Schönheit denn auf die Arbeit ab.

Die Vor-Arbeiter „deutscher Minderheiten in der Mitte Europas“ trafen sich Anfang September auf Einladung der Konrad-Adenauer-Stiftung und der Deutschen Gemeinschaft – Landsmannschaft der Donauschwaben in Kroatien, an einem Ort, wo diese Arbeit umso schwerer ist,

aber sichtlich Früchte trägt und wo solche Früchte vielleicht bitterer nötig sind als anderswo: Essek/Osijek in Kroatien. Eine Stadt unübersehbarer habsburgischer Prägung mit einem einst hälftigen deutschen/österreichischen/donauschwäbischen Anteil, wobei die Anteile an diesem Anteil sich so wenig auseinanderdividieren lassen, wie man überhaupt in dieser Region Prozent- oder sonstige Rechnungen anstellen darf. Solche Rechnungen sind noch nie aufgegangen, vielmehr haben sie gerade hier in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dazu geführt, dass eine ganze europäische Kulturlandschaft mit dem kommunistischen Emblem „Jugoslawien“ in Feuer und Tod auf- und beinahe untergegangen ist.

Der Untergang konnte eingedämmt werden, seine Zeichen stehen gleichwohl an allen Wänden, und das in schreckenerregender

*Ist es Düsternis, ist es
schlicht Schönheit?
So kunstvoll gefasst,
kommt eines zum an-
dern – mit heimeliger
Wirkung: Adolf Waldin-
ger, Slawonischer Wald*

Bilder aus der Ausstellung
„Esseker Spuren“ im städti-
schen Museum für bildende
Kunst Osijek/Essek





*Das stumme Drama
der versehrten Land-
schaft – in diesen
Länden ein ständig
wiederkehrender
Topos: Hugo Conrad
Hötzendorf, Kolodvar*

Konkretion: In der ganzen Stadt starren einem Einschusslöcher von den Fassaden entgegen, 700 Menschen aus der Zivilbevölkerung sind damals ums Leben gekommen. Heute noch überwindet selbst der unbedarfte Besucher beim Gang durch die jugendlich belebten Gassen nur schwer die Beklemmung bei dem Gedanken an die Vergangenheit, die so langsam vergeht.

Diese Langsamkeit ist es, die den Minderheiten in Europas Mitte zu schaffen macht, denn latent liegt darin nach wie vor die Gefahr, dass die durchaus positive Entwicklung auch ihres Standes und Zustandes in den verschiedenen Ländern den umgekehrten Verlauf nehmen könnte. Seit 2014 unternimmt die Konrad-Adenauer-Stiftung auf Betreiben des Budapester Auslandsbüros und seines Leiters Frank Spengler mit Tagungen im Jahresrhythmus an Orten quer über diese nach Johannes Bobrowski „sarmatischen“ Landstriche, von Uschgorod in der Ukraine bis nach Fünfkirchen/Pécs in der Schwäbischen Türkei und Cadenabbia am Comer See, Anstrengungen, die Richtung zu halten.

Das bei diesen Anlässen gesprochene Wort hat das Budapester Büro in Publikationen festgehalten, die dort abgerufen

werden können und an denen die Dynamik oder eben auch Trägheit der Entwicklungen verfolgt werden kann.

So konnte Bernard Gaida, der Vorsitzende des Vereins der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaften in Polen, auf seinen Beitrag vor drei Jahren zurückblicken und musste feststellen, dass er sich damals lediglich um das Tempo der Veränderungen an der Rolle dieser Deutschen Gesellschaften in der polnischen Gesellschaft gesorgt habe, nicht aber um deren Richtung. Dem ist heute nicht mehr so. Eine Drift hat eingesetzt, nicht nur in Polen. Das populistische, nationalistische Moment vernebelt zuweilen den Blick und die Aussicht dergestalt, dass man des Öfteren auch an der Richtung zweifeln muss.

Zweifel kamen denn auch mannigfach zur Sprache in Essek, zumal die Vertreter der deutschen Minderheiten in Slowenien und Serbien, Laslo Gence Mandler und Christian Lautischer, äußerten sie so unverhohlen, dass einem hätte bange werden können ob der zahlreichen Sackgassen, in denen sich die bewundernswerten politischen und sozial-kulturellen Initiativen dieser Uermüdlichen festfahren. Doch gerade das Engagement, mit dem auch die Zweifel

aufs Tapet gebracht und diskutiert wurden, gerade die Inständigkeit, mit der Wünsche an die Politik des jeweiligen Landes, der „Schutzmächte“ Bundesrepublik Deutschland und Republik Österreich und nicht zuletzt der Europäischen Union geäußert wurden, sind Zeichen hartnäckigen Hoffens und vor allem Tuns.

Pessimismus im Denken und Optimismus im Handeln, dieses Motto von Antonio Gramsci steht über ihrem Beginnen – und in ein Ende wollen sie sich nicht fügen. Darin bestärkt sie weiterhin zumal Hartmut Koschyk, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, der die Anstrengungen all die Jahre tatkräftig unterstützt hat und zwar in absehbarer Zeit sein Amt, aber damit keineswegs die selbstauferlegte Verantwortung aufgeben wird.

Schließlich sind sämtliche Teilnehmer an dieser Tagung weniger Würden- als Lastenträger, lehnen es aber rundweg ab, diese Lasten als Last auch nur zu empfinden, eine jede, ein jeder hat sie sich eigenhändig aufgeladen im Bewusstsein, dass man jetzt das Mögliche tun muss, wenn einem

nicht das Versäumte leidtun soll. Aleksandar Tolnauer, der Vorsitzende des Rates für nationale Minderheiten in Kroatien, weitete die Perspektive ins Historische mit der Mahnung, das tragische bis groteske Geschehen des 20. Jahrhunderts dürfe in der Hitze der zeitgenössischen Diskussion um Mehr- und Minderheiten nicht aus dem Blick geraten.

Nicht selten entspringt die Motivation dieser Menschen einem Paradoxon. Benjamin Józsa, der Geschäftsführer des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, spitzt es zu mit der erfrischend ermutigenden Pointe, die sich zumal in jenem südosteuropäischen „Zipfel der Mitte“ bei allen vermeintlich ausweglosen Irrungen und Wirrungen der Landespolitik nicht erst seit der Wahl des Siebenbürger Sachsen Klaus Johannis zum rumänischen Staatspräsidenten als zutreffend erweist: Je weniger wir sind, desto stärker werden wir. Das läuft vermeintlich jeder Vernunft zuwider, spricht aber, und das verstehen alle auf Anhieb, zuvorderst gegen jegliches Verzagen. Erstere muss selbstredend weiter walten, in letzteres jedoch will sich niemand schicken.

Gerade Linien, scharfe Winkel, das sind nicht Maßstäbe und Formen, in denen sich Ostmitteleuropa erfassen ließe. Die Farbe, pastös aufgetragen, tritt vielmehr an die Stelle der Geometrie: Otto Birg, Alter Hof



Je weniger wir sind:

Die deutschen Minderheiten sind in der Tat seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs unablässig geschunden worden und geschwunden bis auf bedrückend niedrige vierstellige Zahlen und einstellige Prozentanteile. Die Involution ist unaufhaltsam, die Gründungs- und bewährten Mitglieder der nach dem Krieg bzw. nach der Zeitenwende 1989 neu konstituierten deutschen Verbände und Gemeinschaften werden nicht müde in ihrem Bemühen, sind aber in Ehren ergraut, die Jungen suchen ihr Auskommen in der Wirtschaft, im Westen – nicht in der Gemeinschaft.

Der begeisternd begeisterungsfähige Student Christian Lautischer allerdings bescheidet sich nicht damit, als Ausnahme die Regel zu bestätigen, ebenso wenig wie Renata Trischler, Geschäftsleiterin der Landsmannschaft der Donauschwaben in Kroatien und ruheloser guter Geist nicht nur dieser Veranstaltung. Sie wird demnächst in Berlin in europäischen Koordinaten denken, weiß aber nur zu gut, dass Denken jenseits aller Koordinaten stattzufinden hat.

Denn Maßstäbe, das macht auch der lokalpolitisch erfolgreich engagierte Vladimir Ham von der Landsmannschaft der Donauschwaben in Kroatien klar, sind in diesen Gefilden anders zu setzen. Die Gemäldeausstellung „Esseker Spuren“ im städtischen Museum der bildenden Künste zeigt in drei Abteilungen Werke von deutschen Esse kernern, von deutschen Malern aus dem Fundus des Museums sowie Porträts von der Stadt verbundenen historischen Persönlichkeiten. Die Mischung erscheint bunt und ist es, allerdings im eigentlichen Wortsinn, wie an unseren Illustrationen zu sehen – und gerade dadurch anrührend. Und wer wollte denn urteilen, wenn die „Alten Kameraden“, ein donauschwäbischer Männerchor, die Hymne der Donauschwa-

ben intonieren, oder die Frauen von den „Drei Rosen aus Vukovar“ in einem Lied Deutsch und Kroatisch mischen. Wehmut ist eine Freude, der sich Intellektuelle entziehen mögen, in diesen Landen jedoch, wo das Weh und der Mut stets in eins gedacht worden sind, muss man den Menschen beides zugestehen.

Die Landsmannschaft der Donauschwaben in Kroatien feierte ihr 25jähriges Bestehen, Renata Trischler wusste die Festreden im Kroatischen Nationaltheater so einzuleiten, dass die europäische Dimension der Festlichkeit deutlich wurde, und dem entsprachen in ihren Grußworten Dr. Michael A. Lange, der Leiter des Auslandsbüros Kroatien der Konrad-Adenauer-Stiftung, Ivan Anusic, der Präfekt der Gespanschaft Osijek-Baranja, Vladimir Ham als Vertreter des Esseger Bürgermeisters, Thomas E. Schultze, der deutsche Botschafter in Kroatien. Den

Parlamentariern Hartmut Koschyk von deutscher und Davor Ivo Stier von kroatischer Seite blieb überlassen, das Anliegen der Minderheiten europäisch zu spiegeln. Besonders ehrten die Donauschwaben zu ihrem Jubiläum den Minderheitenbeauftragten der Bundesregierung, der diese Ehre mit begeisterter und begeisternder Empathie zu erwidern wusste. Und vom ehemaligen kroatischen Außenminister, durfte man nebst manch anderem lernen, wie „Minderheit“ in seiner Sprache heißt: manina – ein fürwahr anheimelndes Klangzeichen.

Desto stärker werden wir:

„Augenhöhe!“ Die hatte Otto Heinek, der Vorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, für die Anliegen der Minderheiten reklamiert. Das heißt: Sie sind nicht „minder“, sie sind jenseits wohlfeiler statistischer Arithmetik eine zumal kulturelle Größe, die man allerlanden als solche

In diesen Landen, wo das Weh und der Mut stets in eins gedacht worden sind, muss man den Menschen beides zugestehen, und Wehmut auch.



Eis ist nur ein Zustand des Wassers und hindert das Fließen nicht. Wie aber ist es mit der Geschichte? Hans Klatt, Winter, erstes Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

begreifen muss. Stärke ist, wenn etwas getan wird. Man tut es, manche tun es, jedoch das Bewusstsein, ja das Wissen darum, sie liegen europaweit im Argen. Das mag man nun als ideelles Manko abtun, dem mit Selbstbewusstsein zu begegnen und beizukommen wäre, gäbe es da nicht einen kruden materiellen Aspekt. Den Minderheiten wird der Zugang zur EU-Förderung nur auf Umwegen gewährt, und auf diesen gewundenen Pfaden ist schon mancher gute Wille an Auszehrung gestorben.

Klaus Weigelt, der Präsident der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, wartete mit Daten und Fakten auf und übertrug das eigene Befremden bestechend auf das gesamte Auditorium: Seit 1995 ist die Minderheiten-Problematik „Thema“, aber man weiß noch nicht einmal genau, wovon man redet. Es gibt keinerlei verbindliche Definitionen, den feierlich verkündeten Kriterien, nach denen Minoritäten von Majoritäten gemessen, ihnen Be-

deutung bei- und Förderung zugemessen sowie Recht zugesprochen wird, spricht die „naturgemäß“ ungerechte Wirklichkeit Hohn. Aus Brüssel kommt nur die Mahnung, die Länder, in denen bzw. zwischen denen die Minderheitenproblematik gewissermaßen als Streitmasse verhandelt bzw. zerredet wird, möchten das unter sich ausmachen.

Ausmachen – das ist das Wort der Stunde. Das ist die Kunst, die Lóránt Vincze beschwört: Tasten, vor und zurück, entwerfen und zurücknehmen, vorpreschen und auf Realpolitik zurückdämmen, das Unmögliche wollen und das Mögliche durchsetzen. Das Plakat der Konrad-Adenauer-Stiftung zeigt den „Alten“, wie er den Hut lüpfte, mit einem freundlichen Lächeln. Oder ist es nur jovial hintersinnig? Den Mitarbeitern der Stiftung dankt man, dass sie so vielen Menschen aufs Freundlichste helfen, hinter den Sinn zu kommen.

Georg Aesch (KK)

„Die ihr Leben in dieses Land einbauten“

Und ihren Tod: Gedenken an die Opfer des Nachkriegslagers Valpovo

Zum Abschluss der Minderheiten-Konferenz von Essek/Osijek (siehe Vorseiten) fuhr man ins nahegelegene Walpach/Valpovo. Dort befindet sich auf einem großen Friedhof am Stadtrand ein Denkmal für die etwa 1600 Opfer des Nachkriegslagers für die Deutschen. Nikolai Mak, der Vorsitzende der Donauschwaben in Walpach, erklärte, dass die Toten auf einer großen Fläche um das heutige Denkmal in Massengräbern bestattet worden seien. Das Arbeitslager, Mak sprach von einem Konzentrationslager, hat von Mai 1944 bis Mai 1945 bestanden und war durchschnittlich mit etwa 4000 deutschen Internierten belegt, die nur ihrer Volksgruppenzugehörigkeit wegen dort waren.

Das Denkmal wurde aus weltweiten Spenden von Donauschwaben finanziert und 2011 errichtet. Vertreter der Konrad-Adenauer-Stiftung, Dr. Michael Lange aus Zagreb und Frank Spengler aus Budapest, legten einen Kranz nieder, ebenso Vertreter der Donauschwaben. Nikolai Mak sprach Worte des Gedenkens, der lutherische

Pfarrer Matti Korpiaho, ein Finne, hielt eine Andacht.

Anschließend besichtigte man die Begegnungs- und Gedenkstätte der Donauschwaben in Kroatien, die sich seit 2010 in der St.-Rochus-Kapelle in Walpach befindet. Auf der Tafel vor dem Eingang steht in kroatischer und deutscher Sprache: „Zum Gedenken an unsere Vorfahren, ehrsame und fleißige Menschen, die in den vergangenen Jahrhunderten auf kroatischem Boden eine neue Heimat fanden. Allen Donauschwaben, die ihre Träume und ihr Leben in dieses Land einbauten, als Zeichen der Erinnerung und Dankbarkeit. – Die Landsmannschaft der Donauschwaben in Kroatien, Esseg“. In der Kapelle sind an Wandtafeln etwa 1200 der 1600 Opfer namentlich erfasst und weitere Dokumente aus dem Leben der Donauschwaben in Kroatien zu sehen. Eine Karte zeigt ihre historischen Siedlungsgebiete. Renata Trischler, die Geschäftsleiterin der Landsmannschaft der Donauschwaben in Kroatien, erläuterte die Aufgaben der Begegnungs- und Gedenkstätte.

Die Konferenz war ein guter Beweis dafür, welche Möglichkeiten sich den Donauschwaben und anderen Minderheiten in Kroatien und seinen Nachbarstaaten bieten, insbesondere nachdem die demokratische Entwicklung sich nach dem verheerenden Krieg in den 1990er Jahren stabilisiert hat und Kroatien seit 2013 Mitglied der Europäischen Union ist. Das Gelingen der Europäischen Integration ist die grundlegende Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben der Minderheiten in ihren Ländern und damit für ihren wichtigen Beitrag innerhalb der europäischen Verständigung.



Kränze der Konrad-Adenauer-Stiftung und der Landsmannschaft der Donauschwaben am Denkmal in Walpach/Valpovo

Bild: der Autor

Klaus Weigelt (KK)

Hartmut Koschyk, Wortführer all der vielen Wenigen

Minderheitenbeauftragter der Bundesregierung gewürdigt

In seiner Amtszeit hat Hartmut Koschyk, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, die Deutschen in Mittel- und Osteuropa sowie in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion oft besucht, um sich ein eigenes Bild von der Situation und den Anliegen machen zu können. Das Koordinierungsbüro der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) in Berlin wurde auf seine Initiative eingerichtet und mit entsprechenden Mitteln ausgestattet. Ende Oktober 2017 gibt Hartmut Koschyk sein Amt als Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten ab.

Bei der Eröffnung der Ausstellung „In zwei Welten – 25 Deutsche Geschichten. Deutsche Minderheiten stellen sich vor“ in der ungarischen Botschaft von Berlin wurde er von Bernard Gaida, dem Sprecher der AGDM, offiziell verabschiedet. In der Laudatio würdigte Bernard Gaida besonders, dass sich der Bundesbeauftragte Koschyk für alle Minderheiten gleichermaßen eingesetzt habe und dass das in den letzten Jahren Erreichte ohne sein außergewöhnliches Engagement nicht möglich gewesen wäre. Deshalb „wünschen sich die deutschen Minderheiten, dass er auch der AGDM in Zukunft verbunden bleibt“, betonte Gaida.

Die als Wanderausstellung konzipierte Präsentation „In zwei Welten“ ist in der Botschaft von Ungarn in Berlin bis zum 20. Oktober zu besichtigen. Die Ausstellung zeigt sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede der deutschen Minderheiten in 25 Ländern auf und informiert über wichtige identitätsstiftende Themen. Anhand von Dokumentationsmaterial, von privaten Erlebnissen und über persönliches Bild- und Tonmaterial werden unter anderem die Herkunft und Traditionen,



Hartmut Koschyk dankt Bernard Gaida für seine Laudatio

Bild: AGDM

die Vergangenheit, Gegenwart und das lebendige Vereinswesen der Minderheiten eindrücklich dargestellt.

Der Veranstaltung wohnten der für die Angelegenheiten nationaler Minderheiten zuständige stellvertretende Staatssekretär im ungarischen Ministerium für Humanressourcen, Attila Fülöp, und der Präsident der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN), Lóránt Vincze, bei. An der Vernissage nahmen auch der Botschafter der Republik Estland, Dr. Mart Laanemäe, sowie weitere Vertreter des Diplomatischen Corps teil.

In seinem Grußwort nahm der ungarische Botschafter Dr. Péter Györkös als der Gastgeber Bezug auf die Zahl 25, indem er auf die Verabschiedung des ungarischen Wiedergutmachungsgesetzes vor 25 Jahren hinwies, mit dem auch die deutsche Minderheit in Ungarn rehabilitiert wurde. Diese habe die sich aus dem Gesetz ergebenden Entwicklungsmöglichkeiten sehr gut genutzt, das deutschsprachige

Schulwesen sei stark ausgebaut worden und die Zahl der ungarischen Bürger, die sich als Angehörige der deutschen Minderheiten bekennen, habe seitdem stetig zugenommen.

Der Bundesbeauftragte Harmut Koschyk wies darauf hin, dass der Titel „In zwei Welten“ signalisiere, dass es bei den Lebenswelten der deutschen Minderheiten um eine Beziehung als Minderheit zur Mehrheitsgesellschaft im jeweiligen Heimatland, aber auch als deutsche Minderheit zum Mutterland Deutschland gehe. Es sei leicht, von der „Brückenfunktion“ der Minderheiten zu reden, jeder Kenner konkreter Minderheitenpolitik wisse jedoch, wie schwierig dieses in der Praxis sein kann. Jeder, der die Brückenfunktion in Anspruch

nehmen wolle, müsse auch bereit sein, die Brückenpfeiler, das heißt die deutschen Minderheiten, zu ertüchtigen.

Die Ausstellung solle künftig in Deutschland und in anderen Ländern über die deutschen Minderheiten informieren und über Kenntnis auch Verständnis erzeugen. Sie knüpft an die Broschüre „Deutsche Minderheiten stellen sich vor“ an, die 2016 vom Bundesministerium des Innern erstmals veröffentlicht wurde und deren aktualisierte Neuauflage ebenfalls am Abend der Ausstellungseröffnung vorgestellt wurde. Unter der Gesamtkoordination der AGDM wurde die Präsentation von Kuratorin Dr. Katharina Weißbach und dem Grafiker-Team DrNice ThemenWelten entwickelt.

Dieter Göllner (KK)

Alte Rechnungen bleiben jung

Manche Völker produzieren mehr Geschichte, als sie brauchen können

In seinen „Anmerkungen zu Hitler“ listete der brillante Essayist Sebastian Haffner 1978 dessen „Leistungen“ (Beseitigung der Arbeitslosigkeit) und „Erfolge“ (Anschluss Österreichs, März 1938; Münchner Abkommen, September 1938; erster Wiener Schiedsspruch, November 1938, der Ungarn den ganzen Südtteil der Slowakei annectierte) auf. Bis 1941 bemaß Haffner die Erfolgsphase Hitlers, der mit „der Witterung des Geiers“ schwache, blinde, zerfahrene Gegner ausmachte und beraubte.

Haffner übersah die Tatsache, dass Hitlers „Verträge“, „Schiedssprüche“ etc. das alte „Groß-Ungarn“ partiell wiederbelebten, das sich im Viereck Krakau–Lemberg–Temeswar–Split über 282 000 Quadratkilometer erstreckte und wo die Ungarn die Minderheit bildeten. Darum hat es auch niemand bedauert, dass im Juni 1920 der Vertrag zu Trianon dieses Völkergefängnis auf 93 000 Quadratkilometer minderte und seine

abgetrennten Trümmerstücke den Nachfolgestaaten Polen, Ukraine, Rumänien, Jugoslawien zufielen.

In Osteuropa gibt es etliche Völker – Polen, Balten, Ukrainer, Serben –, die sich mit einigem Recht als Opfer der Geschichte empfinden. Das lauteste Wehgeschrei erheben die Ungarn, die bis zum Ersten Weltkrieg die Schlacht von Mohács, die sie 1526 vernichtend gegen die Osmanen verloren, als Tiefpunkt ihrer Historie angesehen hatten, diesen aber seit 1920 auf das in Trianon besiegelte Ende des „tausendjährigen Ungarn-Staats“ verlagern, und das in einer kollektiven Wehleidigkeit, die ihnen den Hohn der Nicht-Magyaren sichert. Ihr rechtsnationaler Regierungschef Viktor Orbán hat im Mai 2010 den Jahrestag von Trianon zum „Tag des nationalen Zusammenhalts“ erklärt, an dem alljährlich das eigene „Unglück“ von Historikern und Politikern so erklärt wird, dass Raum für

jede Beschuldigung oder Rechtfertigung bleibt. 2016 lautete das Generalthema „Die heutige Auswirkung von Trianon auf die Nationalitätenpolitik der Staaten im Karpatenbecken“.

Wenn es diese „Auswirkung“ überhaupt gibt, dann sind es die bösen Erinnerungen an den ungarischen „Revisionismus“, also das Bestreben Budapests, die Trianon-Grenzen rückgängig zu machen. Das gelang ihm größtenteils in der Komplizenschaft mit Hitler, dessen „Schiedssprüche“ Ungarn slowakische und rumänische Territorien zuschanzten. Damit war es ab dem 5. April 1945 vorbei, als die Rote Armee und ihre slowakischen Partner im ostslowakischen Kaschau (Kosice) ein „Regierungsprogramm“ erließen, das die Tschechoslowakei fast komplett den Sowjets auslieferte und eine Million Ungarn und 3,5 Millionen Deutsche der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft entblößte, sie also der Vertreibung preisgab.

Ab dem 19. Mai 1945 folgten bis 1949 die berüchtigten 143 „Benesch-Dekrete“, die Deutschen und Ungarn krieglerische Kollektivschuld, Enteignung, Zwangsarbeit etc. auferlegten. Davon wollten Slowaken nie abrücken, weswegen das slowakische Parlament noch am 20. September 2007

die „Unantastbarkeit der Nachkriegsdokumente zur Regelung der Verhältnisse“ bestätigte.

Benesch plante, alle Deutschen und Ungarn aus der Tschechoslowakei zu entfernen, aber das ließ Moskau bei Letzteren nicht zu: Ungarn, Hitlers letzter Verbündeter, war sowjetische Besatzungszone, formal von der Alliierten Kontrollkommission verwaltet, in der Sowjets den Ton angaben. Hinzu kam, dass über die „Reslowakisierung“ sich ein Schlupfloch öffnete, ähnlich wie in Polen die „Repolonizacja“, durch das 326 679 zwangsmagyarisierte Slowaken der Vertreibung entgingen.

Die „Reslowakisierung“ scheint nur kurzfristige „Erfolge“ gehabt zu haben: Bis 1950 fiel die Zahl der Ungarn in der Slowakei auf 354 532, um bis zum Jahr 1991 wieder auf 567 296, fast die Stärke der Vorkriegszeit, zu wachsen. Umgekehrt ist es mit den Ungarn in Rumänien, wo sie in rückläufiger Zahl im Nordwesten und Zentrum des Karpatenbogens leben: 1992 1,6, 2002 1,4, 2011 1,2 Millionen. Von diesen Angaben müsste man noch 450 000 Szekler abziehen, ein in den Grenzregionen Transsilvaniens siedelndes para-magyarisches Ethnikum, das einen stark mit türkischen Elementen vermischten ungarischen Dialekt spricht.

*Präpotentes Geba-
be ist nicht nur ein
Ritual ungarischer
Folklore wie auf
diesem Bild aus
der Touristikwer-
bung, sondern
zieht sich bis in
die Geschichtsbe-
trachtung und in
die gegenwärtige
Politik*



Rumänien ist an ihnen völlig „desinteressiert“, Ungarn, das die Szekler als reine Ungarn betrachtet, hingegen „superinteressiert“ (rumänisch: „România dezinteresata si Ungaria superinteresata“).

Dieses ironische Diktum ist charakteristisch für die „ungarische Frage“, die außerhalb Ungarns so gut wie niemand ganz ernst nimmt. Wie soll man es auch anders halten, wenn die Ungarn schon mit eigensinniger Namensgebung aufwarten, die an alte Witze über „ungoorischen Globus“ erinnern: für Slowakei Felvidék (Oberland), für Fünfkirchen Pécs, für Wien Bécs usw. Ungarische Agitatoren wie der ehemalige

Diplomat György Csóti, Direktor eines Instituts für den Schutz von Minderheitenrechten, beklagen dafür den „rumänischen Amoklauf von Chauvinismus“, selbst wenn es nur um Biermarken geht. Der ungarische Historiker Krisztián Ungváry erntet bei deutschen Interviewern höhnisches Unverständnis, wenn er Ungarn als „Opfer von Vertreibungen aus der Tschechoslowakei und aus Rumänien“ beklagt.

Ex-Diplomat Csóti bemängelte noch Ende März 2017, dass „sich die Slowakei noch nicht für die Vertreibung entschuldigt“ habe, wo doch „jeder geschädigte Ungar eine minimale moralische und möglichst materielle Entschädigung“ verdiene. So etwas wird in der slowakischen Presse als Beweis ungarischer Arroganz zitiert und mit dem Rat garniert, die Ungarn sollten ihre Wiedergutmachungsforderungen auch auf deutsche Leidensgenossen ausdehnen. Die Ungarn ziehen es vor, gegen das slowakische Gesetz 503 vom 24. Oktober 2003 zu polemisieren. Dieses verfügte die Rückgabe von Grundbesitz, der zwischen dem 25. Februar 1948 und dem 1. Januar 1990 enteignet wurde, und zwar an „Bürger der Slowakischen Republik, die ständigen

Wohnsitz auf deren Territorium haben“. Das ist eine gezielte Abweisung an Ungarn, wogegen Csóti's Institut bei Ungarn Entschädigungsansprüche sammelt. Der Erfolg ist mäßig.

Die kaltschnäuzige Souveränität der Slowaken kontrastiert mit dem tschechischen Kleingeist. Da hat Benesch 1945 die Fürsten von Liechtenstein als Kollaborateure gebrandmarkt, obwohl sie wie alle ihre Untertanen keine Deutschen waren, geschweige denn Sudetendeutsche, sondern „von Liechtensteinischer Nationalität und deutscher Sprache“. In Böhmen gehörten Liechtenstein 600 Hektar Wald sowie

Hunderte Grundstücke, dazu in Mähren bei Brünn die Schlösser Valtice und Lednice, beide seit 1996 auf der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes. Vaduz konnte seinen Besitzstand seit dem Jahre 1236 nachweisen und wandte sich 1947 an das Oberste Verwaltungsgericht in Prag, das den Fall unter Richter Pilík sehr korrekt untersuchte. Es kam zu dem einzig möglichen Schluss, „dass die Liechtensteiner nicht unter die Benesch-Dekrete“ fallen und dass „die Konfiskationen rückgängig zu machen“ seien.

Die Faszination, die balkanische Völker für Territorium und Volk aufbringen, ist selbstschädigend, wie man am serbischen Vorgehen im Kosovo und in der Wojwodina erkennen kann.

Bevor etwas in dieser Sache geschehen konnte, beseitigte im Februar 1948 der kommunistische „Putsch von Prag“ letzte Reste tschechoslowakischer Demokratie und Rechtssicherheit. Richter Pilík, eben noch korrekter Rechtswahrer, wurde 1951 zusammen mit seinen Kollegen gezwungen, den Spruch von 1947 zurückzunehmen. Kurz darauf musste Pilík aus dem Justizdienst ausscheiden. Dr. Emil Sobicka, Rechtsvertreter des Liechtensteiner Fürstenhauses, wurde inhaftiert und in die Urangruben von Jáchymov zur Zwangsarbeit geschickt. Constantin von Liechtenstein, dritter Sohn von Fürst Hans-Adam II., erinnert sich an Prager Rechtsbeugungen: Bis 1951 wur-

den die Benesch-Dekrete rücksichtslos auf seine Familie angewendet. Diese legte immer neue Beweise vor, die übersehen oder verschwiegen wurden, sie bot der tschechischen Seite eigene Recherchen im fürstlichen Archiv an, offerierte Gemäldeausstellungen aus eigenen Sammlungen. Alles zwecklos, worauf Vaduz härter agierte: Bis Anfang September 2009 war das kleine Fürstentum (160 Quadratkilometer, 38 000 Einwohner) der einzige Staat der Welt, der den Staat Tschechische Republik nicht diplomatisch anerkannte. Jetzt unterzeichneten die beiden Außenminister Jan Kohout und Aurelia Frick ein Abkommen, womit das Problem bereinigt erschien.

Das war es nicht! Liechtenstein sah sich von Tschechien arglistig getäuscht, wie Fürstensohn Constantin rügte: „Im Jahre 2015 entschied sich der tschechische Staat, wieder die Benesch-Dekrete gegen uns anzuwenden.“ Mehr noch: 70 Jahre nach Kriegsende ließ sich Tschechien als

rechtmäßiger Eigentümer der liechtensteinischen Besitztümer in die Katasterakten eintragen. Die Liechtensteiner können jetzt nur darauf warten, dass sich Prag internationale Kritik zuzieht für sein rechtloses Vorgehen gegen den sechskleinsten Staat der Welt, der aber wirtschaftlich viele Länder hinter sich lässt.

Was bleibt? Der slowenische Philosoph Taras Kermauner (1930–2005) schrieb 1987 in seinen unvergessenen „Briefen an einen serbischen Freund“, dass die Faszination, die balkanische Völker für Territorium und Volk aufbringen, selbstschädigend ist, wie man z. B. am serbischen Vorgehen im Kosovo und in der Wojwodina erkennen kann. Serben und andere sollten sich lieber ein Beispiel an den Deutschen nehmen: Die hätten im 20. Jahrhundert ein Drittel ihres Territoriums und Volks verloren, aber ein Gemeinwesen errichtet, das weltweit Maßstäbe für Demokratie und Wohlstand setzte.

Wolf Oschlies (KK)

Schienen, die die Welt bedeuten

Zum Jubiläum der Eisenbahn in Schlesien zeigt auch das Schlesische Museum zu Görlitz eine Ausstellung

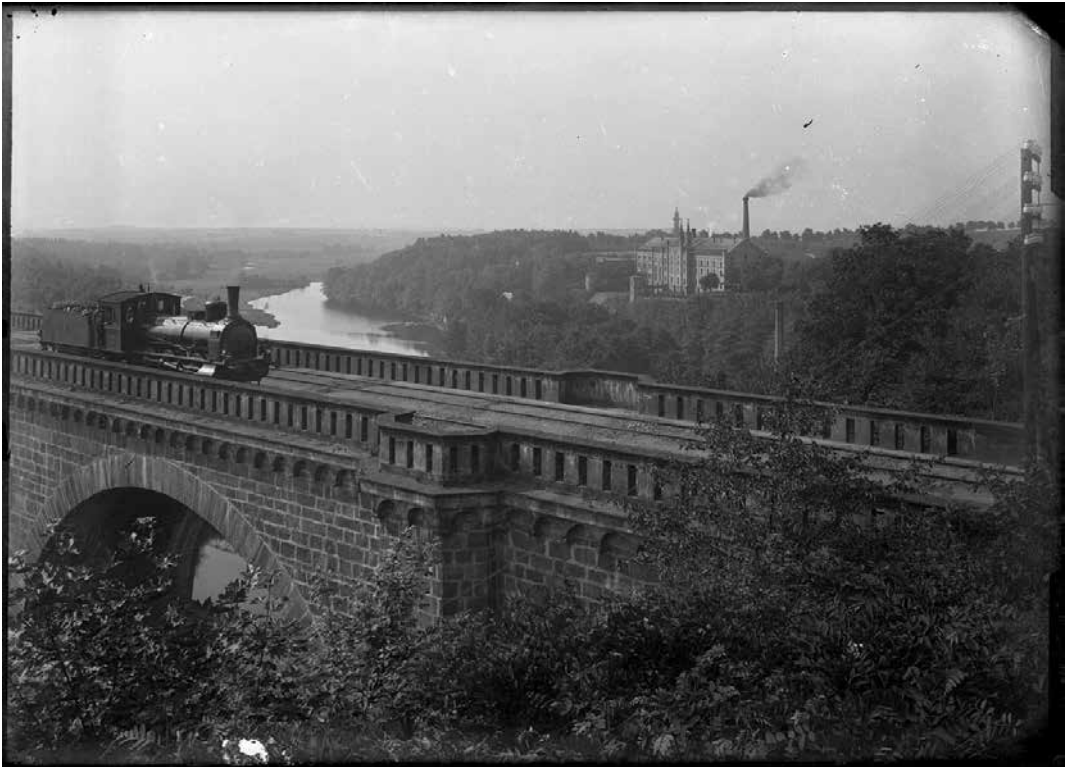
Schon mehrfach ist auf das 175. Jubiläum der Eisenbahn in Schlesien hingewiesen worden. Nun wird auch im Schlesischen Museum zu Görlitz eine Ausstellung gezeigt, in der die rasche Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Schlesien und der damit verbundene Aufschwung in Industrie und Tourismus dargestellt werden. Doch nicht allein das Jubiläum der Zugstrecke Breslau–Ohlau, die 1842 eröffnet wurde, ist der Anlass zu dieser Schau. In Görlitz werden weitere Jahrestage gefeiert: 170 Jahre zurück liegen die Einweihung des ersten Bahnhofs in Görlitz und die Aufnahme des regulären Zugverkehrs nach Dresden, Berlin und über Kohlfurt nach Breslau am

1. September 1847. Am 6. September 1917, vor 100 Jahren, wurde das Empfangsge-



Grün ist die Hoffnung – auf Pünktlichkeit?

Bilder aus der Ausstellung



Die schiere Wucht eisenbahnerischer Baulichkeiten und Fahrzeugtechnik entfaltet eine nachgerade auratische Ausstrahlung: Robert Scholz, Görlitzer Viadukt mit Lokomotive, um 1915

Foto: Ratsarchiv Görlitz

bäude des neuen und bis heute genutzten Bahnhofs in Görlitz eröffnet.

So werden in der Ausstellung auch die beiden Jubiläen der Görlitzer Bahnhöfe gewürdigt. Ein eigens hergestelltes Modell zeigt den ersten Bahnhof von 1847. Das zentrale Ausstellungsobjekt aber ist ein 18 Meter langes und 2,5 Meter breites originalgetreues Architekturmodell (Maßstab 1:87) der Görlitzer Bahnhofsanlage im Zustand von 1917. Es ist erstmals in voller Größe zu sehen. Zahlreiche Fotos und Dokumente erläutern die Geschichte der Görlitzer Bahnhöfe von 1847 bis heute.

Für Görlitz spielt die Eisenbahn bis heute eine elementare wirtschaftliche Rolle, da sich hier nach 1847 eine umfangreiche

Waggonbauindustrie ansiedelte, in der zahlreiche technische Innovationen entwickelt wurden. So entstanden u. a. in den 1930er Jahren die Schnelltriebwagen „Fliegender Hamburger“ und „Fliegender Schlesier“.

Bis heute ist der Waggonbau einer der wichtigsten Industriezweige der Stadt, wenn auch aktuell in seinem Bestand bedroht. Daneben wird der Werdegang des Waggonbaus in Niesky, der heute europaweit eine Spitzenposition in der Güterwagenherstellung einnimmt, oder des Reichsbahn-Ausbesserungswerkes Lauban, das noch bis zum Jahr 2000 als polnisches Unternehmen fortexistierte, gezeigt.

Die Ausstellung wird während ihrer Laufzeit durch mehrere Sonderpräsentationen ergänzt. Die erste beginnt am 15. Oktober 2017 und zeigt historische Fotografien vom Bau der Strecke Hirschberg–Löwenberg in den Jahren 1906–1909. Die Aufnahmen stammen aus der Sammlung des Partnermuseums in Hirschberg, des Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze. Im Januar 2018 folgt die Präsentation einer beeindruckenden Sammlung von Waggonschildern aus ganz Europa, die das Muzeum Regionalne w Lubaniu (Regionalmuseum Lauban) als Leihgabe zur Verfügung stellt. Im Mai 2018 soll ein Modell der Zackenbahn, das die Bahnhöfe von Niederschreiberhau bis Polaun darstellt, mit zeitweisem Fahrbetrieb zu erleben sein.

Zu den Begleitveranstaltungen im Oktober gehört das Literaturangebot „Geschichten von der Eisenbahn“ im Rahmen der Reihe „Kaffee & Kultur – natürlich schlesisch“. Dr. Martina Pietsch stellt am 4. Oktober um 15 Uhr eine Auswahl von Kinderbüchern, Abenteuergeschichten und Krimis vor, denen die Faszination Eisenbahn zugrunde liegt. Am 15. Oktober von 10 bis 18 Uhr lädt das SMG zu einem Aktionstag zur Sonderausstellung „Achtung Zug!“ ein. Unter dem Motto „Großer Bahnhof“ wird den Eisenbahnfreunden jeglichen Alters viel Wissenswertes und Spannendes geboten.

Neben Führungen durch die Eisenbahnschau ist auch eine Begegnung mit Ingo Wobst, dem Erbauer des großen Modells der Görlitzer Bahnanlagen, geplant. In Filmvorführungen kann man erfahren, was der „Fliegende Hamburger“ ist, welche Geschichte der Görlitzer Bahnhof hat oder mit Jim Knopf und Lokomotivführer Lukas auf Abenteuerreise gehen.

Am Aktionstag wird auch die Sonderpräsentation mit historischen Fotografien vom Bau der Bobertalbahn von 1906 bis 1909 eröffnet. Unter dem Titel „Die Bobertalbahn – Mit der Eisenbahn von

Hirschberg nach Löwenberg“ werden 32 historische Aufnahmen aus dem Bestand des Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze (Riesengebirgsmuseum Hirschberg) gezeigt. Sie dokumentieren den Bau der Eisenbahnstrecke, die am 28. September 1909 in Betrieb genommen wurde. Ihre langwierige Entstehung ist eng mit dem Bau der Bobertalsperre verbunden.

Die eindrucksvollen Aufnahmen verdeutlichen die Herausforderungen für Mensch und Maschine. Aktuelle Bilder von der Strecke ergänzen die Aufnahmen aus der Bauzeit. Die Präsentation wurde vom Schlesischen Museum und dem Hirschberger Partnermuseum gemeinsam vorbereitet. Übrigens: Es wird auch eine Broschüre mit allen Aufnahmen und einem Aufsatz von Robert Rzeszowski zur Genese der Bobertalbahn veröffentlicht.

Am 20. Oktober ist im SMG eine Buchpräsentation anberaumt, die von der Kulturreferentin und vom Neisse-Verlag bestritten wird. Christian Henke stellt den Titel „Schöpse-Christel. Ein schlesischer Bekenntnis- und Entwicklungsroman von J. M. Avenarius“ vor. Christian Henke hat im Dresdner Neisse-Verlag den einzigen Roman des vor allem als Maler und Graphiker bekannten Künstlers Johann Maximilian Avenarius (1887–1954) herausgegeben. Fast dreizehn Jahre arbeitete dieser an seinem „Schöpse-Christel“, einem Bekenntnis zu den Tugenden und Untugenden, den Eigenheiten und Eigenwilligkeiten der Bewohner seiner schlesischen Heimat und insbesondere seines Geburtsortes Greiffenberg.

Da das Buch zu Lebzeiten des Autors nicht erscheinen konnte, stellt diese verhinderte Publikationshistorie heute zugleich ein Stück Kultur- und Zeitgeschichte dar. Christian Henke berichtet darüber in einem mit vielen Fotos und Dokumenten illustrierten Vortrag.

D. G. (KK)

Solidarisch mit der polnischen Solidarität

Dieter Bingen, Direktor des Deutschen Polen-Instituts, erhält die Dankbarkeitsmedaille des Europäischen Solidarnosc-Zentrums

Prof. Dr. Dieter Bingen, der Direktor des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, wurde am 29. August 2017 in Danzig mit der Dankbarkeits-Medaille des Europäischen Solidarnosc-Zentrums (ECS) geehrt. Die Medaille wurde ihm von dem ehemaligen Solidarnosc-Vorsitzenden und ersten frei gewählten polnischen Präsidenten nach dem Zweiten Weltkrieg, Lech Wałęsa, überreicht.

ECS-Direktor Basil Kerski sagte bei der Zeremonie zur Begründung der Auszeichnung: „Heute erhält Dieter Bingen die Medaille für seine Rolle als Wissenschaftler in den 1980er Jahren. Er gehörte als Politologe zu den wenigen, die die Geschichte der Solidarnosc systematisch untersucht und die Situation in unserem Lande immer mit großer Sympathie beleuchtet haben. Er stand mit ganzem Herzen auf der Seite der polnischen Gesellschaft und der Solidarnosc, auch in den schweren Zeiten nach der Verhängung des Kriegsrechts.“

„Die Philosophie der Solidarnosc war so

einfach: Kannst du die Last nicht tragen? Dann bitte, damit dir geholfen wird. Man musste alle Polen, Europa und sogar die Welt bitten! Und danach konnten wir die Last heben – das erfolgte auch dank Ihres Einsatzes!“, so der ehemalige Staatspräsident Lech Wałęsa bei der Übergabe der Auszeichnung.

Das ECS zeichnet mit der Medaille Ausländer aus „die Polen in seinem schweren Kampf um die Freiheit und Demokratie beistanden“. Der Sieg der Solidarnosc wäre ohne die Hilfe vieler Menschen guten Willens aus der ganzen Welt deutlich schwieriger gewesen. Diese haben in den 1980er Jahren die Komitees gegründet, die die Solidarnosc und die demokratische Opposition in Polen unterstützten.

Aus der ganzen Welt erreichten Polen damals öffentliche Unterstützungsgesten, karitative Hilfe, Lebensmittel, Gelder, medizinische, drucktechnische und Telekommunikationsgeräte.

(KK)



*Wenn zur Solidarität die
Freundlichkeit
kommt, ist
Freundschaft
nicht weit:
Überreichung
der Medaille
durch Lech
Wałęsa (r.) an
Dieter Bingen
(l.) im Beisein
von Basil Kerski*

Bild: Deutsches
Polen-Institut

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Wer zählt die Straßen, nennt die Namen

Hans-Jürgen Klein: Die Straßen Elbings. Von der Gründung der Stadt 1237 bis 1945. Elbinger Hefte 49. Truso-Verlag, Münster 2011, 256 Seiten

Straßennamen dienen der Orientierung, der Auffindung von Menschen, Firmen, Gebäuden und Grundstücken. Je größer der Ort ist, desto wichtiger sind die Straßennamen. Sie vermitteln Geschichte und können anregen, über die Vergangenheit nachzudenken. Sie lassen erkennen, welches Zeitbild die im Ort zur Zeit der Straßennamen lebenden Menschen hatten oder mindestens jene, die das Stadtgeschehen bestimmt haben.

Mehrfach ist sowohl vor als auch nach 1945 der Versuch unternommen worden, die Herkunft und Bedeutung einiger oder sämtlicher Elbinger Straßennamen zu erklären. Dies gelang jedoch nie wirklich zufriedenstellend. Einige Abhandlungen und Aufsätze, lexikalische Beiträge und andere Kurzfassungen aus der Vergangenheit waren kaum mehr als der Hinweis darauf, dass die Elbinger Straßennamen bis zum Ende der deutschen Zeit im Februar 1945 ein dringend zu erforschender Themenbereich ist.

Der Autor dieses Buches, gebürtiger Elbinger aus Bremen, hat den Ruf vieler Elbinger, der Heimatforscher und der Historiker vernommen und daraufhin sehr gründlich und möglichst vollständig die Straßennamen in Elbing untersucht. Das Ergebnis ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Stadt, jedenfalls für die deutsche Zeit bis zur Stadtzerstörung am Ende des Zweiten Weltkrieges 1945. Es dürfte, gleichsam als Namenslexikon, mithin Nachschlagewerk, sowohl der Stadtgeschichtsforschung wie auch der Familienforschung Fragen beantworten.

Straßennamen sagten früher darüber aus,

wer dort ansässig war und welchem Gewerbe die Menschen dort nachgingen, wie in der Fleischerstraße oder auf dem Markt. Andere Straßen, wie die Burgstraße und die Markttorstraße, wiesen auf Bauwerke hin. Wie anderswo auch, trugen zahlreiche Straßen die Namen von Persönlichkeiten aus der Stadtgeschichte oder von Objekten und solche aus der deutschen Geistes-, Wirtschafts-, Industrie- oder auch Militärgeschichte, oder die Namen deutscher Städte und Länder.

Andere Straßennamen stammten von Gemarkungen, ehemaligen Bürgerhöfen und Gütern, oder sie zeigten die Richtung nach auswärts an wie die Holländer Straße und die Pr. Holländer Chaussee. Besonders die vielen neuen Stadtteile wurden von den Einwohnern nach ihrer Lage oder auch inoffiziell nach den Straßennamen genannt. Die Fliegersiedlung lag dort, wo es u. a. eine Riehthofenstraße gab. Die Siedlung mit der Amselstraße war die Vogelsiedlung, nicht zu verwechseln mit der Vogelsangsiedlung am gleichnamigen Stadtwald.

Es kann bei einer so alten Stadt nicht verwundern, dass nicht jede Namensfindung schlüssig dargelegt werden kann. Der weitaus größte Teil der Elbinger Straßennamen konnte aber, ausgehend von dem letzten gültigen Plan nach dem Stand von Anfang des Jahres 1945, der allerdings nur eine Rekonstruktion ist, geklärt und beschrieben werden.

Die Untersuchung macht zugleich auf den Umfang der Erweiterung des Stadtgebietes in den letzten 50 Jahren vor 1945, auf die Eingemeindungen und den Bau mehrerer Stadtteile aufmerksam. Sie lässt auch erkennen, dass zahlreiche Straßen in dieser Zeit umbenannt worden sind, und dies nicht erst nach 1933. Einige Namen erinnern an die NS-Zeit. Diese waren amtlich, sie gab es und sie mussten daher auch als die zuletzt gültigen genannt werden. Es

war der deutschen Bevölkerung nicht vergönnt, sie nach Kriegsende zu tilgen. Der Ausgang des Zweiten Weltkrieges mit seinen Folgen verhinderte dies.

Versehen ist der Band mit schlüssigem grafischen und fotografischen Material, Straßenkarten und Fotos konkretisieren die alphabetisch geordneten Artikel mit den derzeit möglichen Angaben zu der jeweiligen Straße.

Hans-Jürgen Schuch (KK)

Man muß gehen und gehen

Grigorij Pomeranz: Notizen eines hässlichen Entleins. Aus dem Russischen von Wilhelm von Timroth. Nostrum Verlag, Mülheim an der Ruhr 2015, 598 Seiten, 59,50 Euro

Unter den freien und unabhängigen Denkern in der ehemaligen Sowjetunion hatte sich Grigorij Pomeranz einen Namen gemacht, als er 1965 in einem Vortrag am Moskauer Institut für Philosophie eindringlich davor warnte, die Entstalinisierung aufzuweichen und die historische Rolle Stalins zu schönen. Die Aufarbeitung des Bolschewismus zieht sich wie ein roter Faden durch sein umfangreiches Schaffen, wobei Grigorij Pomeranz in seiner Heimat über viele Jahre nichts veröffentlichen durfte. Auch nach dem Ende der Sowjetunion hielt er eindringlich an diesem Vorhaben fest: „Solange Stalins Name nicht der allgemeinen Verdammnis anheim gegeben wird, wird es bei uns keine Buße geben. Und wenn es keine Buße gibt, dann wird es auch zu keiner Wiedergeburt Russlands kommen.“

In den vorliegenden Erinnerungen „Notizen eines hässlichen Entleins“ kann sich der deutsche Leser einen eindrucksvollen Einblick in die Tiefe einer eigenständigen Gedankenwelt verschaffen. Anhand seines ungewöhnlichen Titels erläutert Pomeranz seine philosophische Selbstbeschreibung, die sich im Laufe jahrzehntelanger Erfahrungen herauskristallisiert hatte: „Man muss gehen und gehen. Übrigens mit der einen Hoffnung, dass dieser Weg ohne Ziel sein eigenes, verstecktes, inneres Ziel hat.“

In einer Verquickung persönlicher, ja privater Erlebnisse mit kulturphilosophischen Betrachtungen zu seiner russischen Heimat entfaltet

Pomeranz in seinen Erinnerungen eine höchst anregende Berichterstattung. Gefühle wie „Angst“ oder „Hoffnungslosigkeit“ waren ihm als ehemaliger Weltkriegsteilnehmer, Gulag-Häftling und sowjetischer Dissident ebenso vertraut wie Gefühle eines namenlosen Glücks, die er vor allem im gemeinsamen Leben mit seinen Ehefrauen, die beide unter gesundheitlichen Belastungen zu leiden hatten, erleben durfte. Nach dem Tod seiner ersten Frau Ira hatte Pomeranz die Dichterin Sinaida Mirkina geheiratet, die mit ihm ein intensives geistiges Leben teilte.

Während des Zweiten Weltkriegs hatte sich Pomeranz zum Fronteinsatz gemeldet, war mehrfach verwundet und mit militärischen Auszeichnungen geehrt worden. 1945 war er in Deutschland Augenzeuge barbarischer Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Rotarmisten geworden. Auch im späteren Leben reflektierte er diese Erlebnisse und kam zu einer Schlussfolgerung, die der heutigen Siegeshysterie in seinem Lande diametral entgegensteht: „Dieser Sieg war ein Hexentrank. Und das Volk, das ihn schluckte, blieb lange Zeit vergiftet, und nach einigen Generationen trat er als Ausschlag auf – in Form von Stalinporträts an den Windschutzscheiben.“

Neben geschichtlichen, landeskundlichen und philosophischen Studien galt sein ausgeprägtes Interesse der östlichen Philosophie. Wegen seines Engagements für die Menschenrechtsbewegung war es ihm 1968 am Institut für Orientstudien versagt worden, seine Dissertation über den Zen-Buddhismus zu verteidigen. Nicht zuletzt seine jüdische Abstammung, die in der Sowjetunion durchaus Nachteile nach sich zog, hatte Pomeranz zu religionsphilosophischen Betrachtungen veranlasst. Dabei holte er, angeregt durch seine buddhistischen Kenntnisse, weiter aus: „Ich will verschiedene Überlieferungen verstehen als Erzählungen mit ein und demselben Geist“. Die Entstehung des Monotheismus regte Pomeranz zu weiterführenden Überlegungen an, inwiefern dieser letztlich zur „Apokalypitk, zum Chiliasmus, zur Utopie und Revolution drängt“.

Auch nach dem Ende der Sowjetunion blieb sich Grigorij Pomeranz als kritischer Zeitgenosse und philosophischer Betrachter der Umstände treu. Ohne die Zwänge der Sowjetdiktatur mit den Verhärtungen der Entwicklungen unter der Herrschaft Wladimir Putins gleichsetzen zu wollen, resümiert er die gleichbleibende

Herausforderung für eine Fortführung der Reflexion: „Die unendliche Ruhe ist unendliche Kraft. Das ist ein Stützpunkt, von dem aus man die Welt aus den Angeln heben kann.“ Auch hier beruft sich Pomeranz ein weiteres Mal in der ihm eigentümlichen Art auf Dostojewski, Lermontow und Rilke.

Die „Nowaja Gazeta“, eine der letzten verbliebenen unabhängigen Zeitungen im heutigen Russland, hat Pomeranz nicht von ungefähr als „die letzte moralische Autorität“ bezeichnet.

Volker Strebel (KK)

Reisen auf Versfüßen und Buchzeilen

Marcin Wiatr: Literarischer Reiseführer Oberschlesien. Fünf Touren durch das barocke, (post)industrielle, grüne, mystische Grenzland. Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam 2016. 424 Seiten, 19,80 Euro

Marcin Wiatr hat einen Reiseführer zu Orten literarischer Relevanz in Oberschlesien vorgelegt. Der 1975 in Gleiwitz geborene Germanist zeigt darin Routen durch das schlesisch-mährisch-polnische Grenzland auf Spuren oberschlesischer Autoren.

Der literarische Reiseführer ist ausgestattet mit schönen Fotos, hilfreichen Karten und einem großen Anhangsteil und bewegt sich auf fünf Touren durch Oberschlesien. Die Routen zeigen das barocke, das (post)industrielle, das grüne sowie das mystische und religiöse Oberschlesien als Land der Grenzen. „Der Leser findet hier aber keine Unterkunftsnachweise oder Verkehrstips, sondern Auszüge aus gut 300 Romanen und 50 Gedichten deutscher und mährischer Autoren, die sich mit Oberschlesien befassten“, erläuterte der Autor bei einer Buchvorstellung im Münchner Haus des Deutschen Ostens (HDO).

Marcin Wiatr hatte als Kind in Gleiwitz-Sosniza öffentlich kein Deutsch sprechen dürfen, dennoch studierte er Germanistik, deutsche Geschichte, Erziehungs- und Übersetzungswissenschaften in Oppeln, Kiel und Krakau. Er promovierte über den oberschlesischen Politiker Wojciech Korfanty. Als Mitarbeiter des

Georg-Eckert-Instituts in Braunschweig forscht er etwa zu bildungspolitischen Prozessen und Minderheitenfragen in Grenzregionen. Im HDO gab Wiatr einen Überblick über den Inhalt des umfangreichen Reiseführers.

Die erste Tour führt durch das barocke und humanistische Oberschlesien. Die Reise beginnt südöstlich von Breslau, in Neisse, einer der ältesten Städte Oberschlesiens, einem ehemaligen Besitz der Breslauer Bischöfe und wichtigen religiösen und kulturellen Zentrum, wo auch der spätromantische Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff und seine Ehefrau Luise begraben liegen. Als literarische Stimmen kommen hier beispielsweise Franz Jung und Max Herrmann-Neisse zu Wort. Von dort geht es nach Oppeln im Herzen Oberschlesiens, wohin Texte von Hans Niekrawietz, Jerzy Grotowski oder Tomasz Rózycki begleiten.

Auf der zweiten Tour erkundet der Reisende das weiter östlich gelegene (post)industrielle Oberschlesien. „In diesem Kapitel beginnt die Reise in Gleiwitz, meiner Heimatstadt, aus der auch Lukas Podolski kommt“, schmunzelte Wiatr bei einem kleinen außerliterarischen Exkurs. In Gleiwitz dominiert Horst Bienek mit seiner „Gleiwitzer Tetralogie“, aber auch andere lokale Autoren kommen zu Wort. Die Strecke geht weiter nach Hindenburg/Zabrze zu dem berühmten Kinderbuchautor und Zeichner Janosch alias Horst Eckert und Schriftstellern wie Werner Heiduczek und Ernst Josef Krzywon.

Die dritte Tour führt durch Oberschlesien als historisches Grenzgebiet, so an die Grenze, die Teschen zwischen Polen und der Tschechischen Republik im Süden der Region teilte. Das Herzogtum Teschen war nach den Schlesischen Kriegen beim Habsburgerreich verblieben. Zur „Grenzen“-Tour gehört auch Myslowitz an der historischen „Drei-Kaiserreichs-Ecke“, von Martin Pollack gewürdigt. Myslowitz an der Przemsa liegt an der ehemaligen Grenze zwischen Preußen, Österreich-Ungarn und Rußland, Kattowitz wiederum an der deutsch-polnischen Grenze, die ein Jahr nach dem Plebiszit von 1921 die Region durchschneidet.

Die vierte Tour zeigt das Oberschlesien der grünen Landschaften mit einem der letzten mitteleuropäischen „Urwälder“ um Pleß, mit dem Eichendorffschen Gut Lubowitz und den Beskiden um die Stadt Bielitz im Süden.

Die letzte Tour durch das mystische und religiöse Land führt zum Annaberg mit seinen Wallfahrten, behandelt jedoch auch andere „Mythen“, etwa den der Vorliebe der Oberschlesier für Hochprozentiges oder Tabak.

Susanne Habel (KK)

Als würden kleine Fenster geöffnet

Dorothee M. Goeze und Peter Wörster (Bearb.): Baltische Geschichte im Archiv. Aus den Schätzen der Dokumentensammlung des Herder-Instituts in Marburg. Verlag Herder-Institut, Marburg 2017, 114 Seiten, 9 Euro

Die Dokumentensammlung, also das klassische Archiv des Herder-Instituts in Marburg, startete im Februar 2007 das Internetforum „Archivale des Monats“, um auch auf diesem Wege – „google-recherchierbar“ – auf Archivalien aus ihren Beständen aufmerksam zu machen und einen ganz besonderen Zugang jenseits der Archivdatenbank zu ermöglichen.

Diese Aufmerksamkeit wurde und wird aus unterschiedlichen Gründen geweckt: Einmal mochte es ein historisch wichtiger Gedenktag sein, ein anderes Mal begegnete den Mitarbeitern im Archiv ein besonders schönes oder reizvolles „Archivstück“. In einigen Fällen sind die vorgestellten Archivalien von allgemeiner historischer, politischer oder kultureller Bedeutung. Bisweilen sind die einzelnen Stücke aber auch nur für einen kleinen Kreis von Personen von Belang, wie manchmal ein Brief oder eine Postkarte wichtig sein kann. Es ist, als würden kleine Fenster geöffnet, die Einblicke in die reichen Bestände der Dokumentensammlung ermöglichen.

Im Januar 2017 waren die ersten zehn Jahre mit 120 Artikeln vollendet. Dies war Anlass, eine Auswahl von 50 Artikeln in überarbeiteter Form in diesem Band zu veröffentlichen. Die Archivalien, chronologisch angeordnet, umfassen den Zeitraum von 1347 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Einer Textseite wird jeweils eine ganzseitige Abbildung gegenübergestellt. Jeder Artikel enthält auch einige wenige Literaturhinweise, die eine weitere Beschäftigung mit der

behandelten Thematik erleichtern sollen. Ein Personen- und Ortsregister erschließt den Inhalt der Beiträge auch dem „eiligen“ Leser.

(KK)

Nicht gleichgültige Frau

Begleitschrift zur Wanderausstellung über „Mutter Eva“

Das Oberschlesische Landesmuseum in Ratibon zeigte im vergangenen Jahr eine Ausstellung über die sozialkaritativ tätige Industriellentochter Eva von Tiele-Winckler. Mit großem Engagement erarbeitete die Kuratorin Izabella Kühnel die Präsentation über das Leben und Werk von „Mutter Eva“. Die Ausstellung wurde von der Stiftung Diakonissenhaus Friedenshort in Freudenberg sowie von der Liga der nicht gleichgültigen Frauen in Beuthen/Liga Kobiet Niebojetych unterstützt. Weitere Partner waren die Evangelisch-Augsburgische Pfarrei Miechowitz und der Verein Unser Miechowitz. Die erfolgreiche Dokumentation war in einer polnischsprachigen Version bereits mehrfach in Oberschlesien zu sehen und wird Ende des Jahres auch im Schloss Moschen gezeigt. Die Schau kann derzeit in der Volkshochschule im Willy-Brandt-Haus von Recklinghausen besichtigt werden.

Vor kurzem erschien zur Ausstellung auch ein Katalog in deutscher Sprache: „Oberschlesischer Engel der Barmherzigkeit. Eva von Tiele-Winckler. Über das Leben Mutter Evas aus Miechowitz. Katalog zur Ausstellung anlässlich des 150. Geburtstags von Eva von Tiele-Winckler, „Den Armen und Leidenden zur Hilfe: Mutter Eva – ihr Glauben und Leben“, Düsseldorf 2017. In Zusammenarbeit mit dem Beuthener Heimatkreis hat der Kulturverein für Schlesien und Mähren e. V. die deutschsprachige Begleitschrift dank der finanziellen Förderung durch das Kulturreferat für Oberschlesien aus Mitteln des Bundes und der Stadt Recklinghausen herausgegeben. Beim 34. Beuthener Heimattreffen Anfang September in Beuthens Patenstadt Recklinghausen präsentierte das OSLM die neue Publikation und die Wanderausstellung über Mutter Eva. Die Publikation bietet auf 92 Seiten und mit zahlreichen Abbildungen viel-

fältige und bewegende Einblicke in das Leben und Werk der tüchtigen gottesfürchtigen Frau.

Eva von Tiele-Winckler ist eine dem Beuthener Umland eng verbundene Industriellentochter, die 1866 auf Schloss Miechowitz (heute Bytom-Miechowice) bei Beuthen geboren wurde und 1930 ebenda starb. Von dort aus engagierte sie sich für die Linderung der Notlage der oberschlesischen Bevölkerung während der Industrialisierungsphase.

Die Begleitschrift informiert unter anderem auch über die Entstehung und Struktur des „Friedenshortes“, eines diakonischen Werks für Bedürftige, das „Mutter Eva“ 1890 in der Nähe des Schlosses Miechowitz errichtete und das im Laufe der Zeit zu einem kleinen Dorf mit 28 Häusern anwuchs. Sogar Kaiser Wilhelm II. unterstützte ihre Arbeit und zeichnete sie 1896 mit dem Wilhelms-Orden aus. Eine Zeittafel und ein Literaturverzeichnis ergänzen die Publikation. Der neue Katalog ist zum Preis von 8 Euro im Oberschlesischen Landesmuseum zu erwerben.

Ebenfalls im Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen sind Veröffentlichungen zu „Schlesiens Bahnwelt“ zu erhalten. Die vom Kulturverein für Schlesien und Mähren e. V., Stiftung Haus Oberschlesien, herausgegebene Publikation „Schlesische Bahnansichten. Beiträge zur schlesischen Verkehrsgeschichte“, Ratingen 2017, umfasst 112 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Das Buch wurde anlässlich des 175jährigen Betriebsjubiläums der schlesischen Eisenbahnen veröffentlicht. Diesem historischen Anlass ist auch die große OSLM-Sonderausstellung „Schlesische Bahnwelten. 175 Jahre Modernität und Mobilität“ gewidmet, die in Ratingen noch bis zum 27. Mai 2018 zu sehen ist.

Die Publikation lädt den Leser zu einer spannenden Reise durch die wechselvolle Eisenbahngeschichte in Schlesien ein. Erstmals werden in solcher Dichte Informationen und Momentaufnahmen rund um Bahnhofsgelände und Strecken vermittelt. Die Rundreise durch die heute polnischen und tschechischen Landesteile bietet einen Überblick über die schlesischen Bahnstrecken und orientiert sich dabei an der Entstehung der Haupt- und Nebenstrecken. Mittels Farbuordnungen werden die Ursprungsgesellschaften oder die heutigen Streckennutzungen hervorgehoben und mit Beispielen vorgestellt.

Ergänzend zur „Rundreise“ sind im OSLM auch die kommentierten Streckenkarten der beiden schlesischen Reichsbahndirektionen Breslau und Oppeln erhältlich.

(KK)

Stadtschreiber-Ausschreibung

Kulturforumsstipendium in Lemberg

Deutschsprachige oder deutsch schreibende Autorinnen und Autoren, die bereits schriftstellerische oder publizistische Veröffentlichungen vorweisen können, sind eingeladen, sich um das Stipendium zu bewerben. Insbesondere werden solche Autorinnen und Autoren angesprochen, die sich auf die Wechselseitigkeiten von Literatur und historischem Kulturerbe der Stadt und der Region einlassen wollen.

Das Stadtschreiber-Stipendium des Deutschen Kulturforums östliches Europa hat als Ziel, das gemeinsame kulturelle Erbe der Deutschen und ihrer Nachbarn in Regionen Mittel- und Osteuropas, in denen Deutsche gelebt haben oder heute noch leben, in der breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen sowie kulturelles Engagement für gegenseitiges Verständnis und grenzübergreifenden Dialog zu fördern.

Die Stadtschreiberin/der Stadtschreiber soll am kulturellen Leben der Stadt Lemberg/Lviv teilnehmen und Themen der gemeinsamen Kultur und Geschichte in der Stadt und der Region in ihrem oder seinem Werk aufgreifen, auf hohem Niveau reflektieren und breiten Kreisen anschaulich vermitteln. Die literarischen Annäherungen an die Stadt Lemberg/Lviv und an die umgebende Kulturlandschaft sollen laufend durch einen Internet-Blog dokumentiert werden, der auch in ukrainischer Übersetzung geführt wird. Die Form der abschließenden Dokumentation der literarischen Erträge des Stipendiums legen die Stadtschreiberin/der Stadtschreiber und die vergebenden Organisationen gemeinsam fest.

Bewerbungsschluss 31. Oktober 2017. Weitere Informationen unter www.stadtschreiber.kulturforum.info.

(KK)

Wortmächtiges Vermächtnis

Ernst Wiechert: „... und es ist keiner Dichtung das Recht gegeben, über dieses Grauen den Schimmer der Verklärung zu legen“

Die Aufarbeitung des „Fluchttraumas“ hat eine Aktualität bekommen, die man vor wenigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Psychologen forschen nach den Spätfolgen von Flucht und Vertreibung, die über die Erlebnisgeneration an Kinder und Enkel weitergegeben werden. Wissenschaftliche Analysen werden erstellt, Seminare finden statt, und die Literatur zu diesem Thema füllt inzwischen Regale.

Die Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG) stellte dieses Thema in den Mittelpunkt ihrer 14. wissenschaftlichen Tagung, die wie seit Jahren schon in der Katholischen Akademie „Wolfsburg“ in Mülheim an der Ruhr stattfand. Für die IEWG war das Thema Vertreibungsliteratur allerdings keine Hommage an einen „Trend“. Man hatte Wiecherts zweibändigen Roman „Die Jerominkinder“ bei der 13. Tagung behandelt und sah nun in Wiecherts letztem Werk „Missa sine nomine“ nicht nur die Fortsetzung und Vollendung seiner Auseinandersetzung mit dem Gegenstand Ostpreußen, sondern überhaupt sein Vermächtnis. „Den dritten Band dieses Buches hat die Geschichte geschrieben, mit schweren und grauenvollen Buchstaben, und es ist keiner Dichtung das Recht gegeben, über dieses Grauen den Schimmer der Verklärung zu legen“, heißt es in seinem „Nachwort“ zu den „Jerominkindern“.

In dem Roman „Missa sine nomine“ tre-

ten auch nicht die Bewohner des Dorfes Sowiog auf, in dem der Roman „Die Jerominkinder“ spielt, sondern drei Brüder aus dem Geschlecht der Liljecrona, die sich nach der Flucht aus Ostpreußen 1945 in dem Familienstammschloss in der Rhön einfinden. Der älteste Bruder Erasmus, ein verabschiedeter General, hat den Treck aus Ostpreußen geführt, Aegidius, der mittlere, war während des Krieges u. k. gestellt, weil er das Gut in Ostpreußen bewirtschaftete, und Amadeus, der jüngste, kehrt als überlebender KZ-Häftling „von der Pforte der Hölle“ zurück.

In dem von den „Siegern“ beschlagnahmten Schloss mit dem zerbrochenen Familienwappen über dem Portal verbinden sich die Schicksale der Flüchtlinge aus dem Osten. Ein Flügel des Schlosses ist zum Notquartier umfunktioniert worden, andere Flüchtlingsfamilien leben in den Hütten im Moor, wo „es riecht wie zu Hause“ und wo sie ihrem gewohnten Tagewerk in Wald und Moor nachgehen können. Die drei adligen Brüder versuchen sich neu zu orientieren. Der Kutscher Christoph ist mitgekommen, eine symbolhafte Figur, ein Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Der Jude Jakob, der Frau und Kinder „in den Kammern“ verloren hat, verkörpert als „displaced person“ das seit Jahrtausenden leidende Volk und lehrt die Getauften, „Gott den Gerechten“ anzunehmen.

Dr. Reinhold Ahr führte in seinem Vortrag „Exemplarische Aspekte der Vertreibungsliteratur nach 1945“ den Wiechert-Freunden vor Augen, was für eine Bibliothek zu diesem Thema in den siebzig Jahren nach Kriegsende entstanden ist. Er ging auf einzelne Autoren ein, angefangen von jenen der Gruppe 47 über Leonie Ossowski, Siegfried Lenz, Christine Brückner, Horst Bienek, Arno Surminski, Hermann Kesten und Helga Lippelt bis zu Hans-Georg Buchholz und Willy Kramp. Er wies die Tendenz zur Aufarbeitung des Fluchttraumas nach, nannte das Bestreben, die verlorene Heimat in der Literatur festzuhalten, und stellte eine kathartische und friedensstiftende Absicht der Autoren fest. Anthologien und Erlebnisberichte erweitern das Genre, das auch in die Unterhaltungsliteratur Eingang gefunden hat (Johannes Mario Simmel). „Missa sine nomine“, 1950 im Todesjahr von Wiechert erschienen, steht aber zwei-

felllos am Anfang der Vertreibungsliteratur – und ist bereits ein Höhepunkt, wie die Gruppenarbeit und die Gespräche bei der Tagung zeigten.

Klaus Weigelt setzte sich mit seinem Vortrag „Schicksallosigkeit – Annäherungen an Wiecherts letztes Werk“ mit dem „rätselhaften“ Titel des Romans auseinander. Was bedeutet „ohne Namen“? Die katholische Messe hat Namen, die „Missa tota“, die „Missa brevis“, die „Seelenmesse“ oder die „Missa solemnis“ von Beethoven. Palestrina habe unter seinen hundert Messen auch eine „Messe ohne Namen“ komponiert. Weigelt fragte weiter, ob „Namenlosigkeit“ nicht auch „Schicksallosigkeit“ heißen könne. Angesichts eines schweren Schicksals kann der Mensch „sprachlos“ werden, wenn auch Goethes Tasso sagen kann: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.“ Aber der Mensch kann in seiner Qual verstummen, und es gibt das „namenlose Leid“, das „namenlose Grauen“, das sich nicht mehr in Worte fassen lässt.

In der Gruppenarbeit, die sich der drei Brüdern annahm, stießen die Teilnehmer auf eine Eigenheit des Romans: Die Personen sind, auch wenn sie Namen tragen, nicht eigentlich Individuen, sondern Typen, Repräsentanten, Allegorien. Am deutlichsten zeigt sich das beim Kutscher Christoph, der wie sein „Urahn, der den Herrn Grafen fuhr“, die Aufgabe hat, seinen Herrn sicher aus dem Unheil zu retten, wie Christophorus das Christuskind sicher ans Ufer trägt. Mit Christophs Tod (alle Kutscher heißen bei Wiechert Christoph) geht das alte Ostpreußen endgültig unter.

Der Kern der katholischen Messe ist die Wandlung, legte Weigelt dar, und die Gruppengespräche förderten eine Reihe von Verwandlungen der Personen in dem Roman zutage. Es sind immer Wandlungen zur Mitmenschlichkeit und zum Leben nach der Begegnung mit dem Bösen wie bei Amadeus, nach Verlusten wie bei den



Verwaiste Landschaft Ostpreußen. Die Waisen aber sind anderswo

Bild: Arturas Valiauga, Ostpreußisches Landesmuseum



In Bronze getrieben, im Backstein verankert – aber auch im Bewusstsein der deutschen Literatur? Gedenken in Kleinort

Bild: Wikimedia Commons

Heimatvertriebenen und nach Verirrungen wie bei der Förstertochter Barbara. Die Personen werden wieder kommunikationsfähig und stabilisieren sich emotional.

Die Frage nach Heimat und Heimatverlust bewegte die Leser des Romans bei der Taugung besonders. Man erkannte schließlich, dass Ernst Wiechert über die historischen Ereignisse der Flucht aus Ostpreußen hinausgeht und eine Parabel des „Beheimatet-Seins“ des Menschen geschaffen hat. Wandlungen zu neuen Existenzformen sind eine Grundbedingung menschlichen Daseins. Damit einher geht die Frage, inwieweit Wiechert konkrete Zukunftsori-

entierung bietet. Der Roman ist in seiner vielfältigen Symbolik und Metaphorik eine Botschaft von der „Unvergänglichkeit des Lebens“, wie es in den letzten Sätzen heißt.

Professor Dr. Wladimir Gilmanov spannt in dem Nachwort zu dem soeben in russischer Sprache erschienenen Band „Ernst Wiechert – ein Dichter des Widerstandes im Dritten Reich“ einen Bogen zu Kants „Ding an sich“. Das ist etwas, das nicht mehr zu erfassen und zu benennen ist – und das der Mensch in Ehrfurcht als Wahrheit anerkennen muss. „Und wie ist es mit Wiecherts Wahrheit? In seinem Roman ‚Missa sine nomine‘ zeigt Wiechert ziemlich deutlich den Schlüssel zu seinem Verständnis der Wahrheit, die nicht mehr inhaltlich ist: Das heißt ‚ohne Namen‘. Diese Namenlosigkeit wurde schon indirekt von Kant in seinem ‚Ding an sich‘ vorweggenommen. Das heißt, es gibt etwas, das sich verstandesmäßig nicht begreifen lässt.“ Gilmanov kommt auf diesem Wege zu Kants kategorischem Imperativ: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Die Wiechert-Freunde lasen aus Wiecherts Vermächtnis vor allem den Aufruf zur Liebe.

Bärbel Beutner (KK)

Als bauten sie selbst immer noch

Gedenkstätte für Langhans Vater und Sohn in Berlin

Historische Friedhöfe sind naturgemäß geschichtsträchtige Orte. Jahrzehntlang waren viele dieser Friedhöfe vernachlässigt.

Dass sie auch Orte der aktiven Erinnerung an Ereignisse, an Persönlichkeiten und deren Werke sowie der Dokumentation und Begegnung werden können, zeigt die Eröffnung der Langhans-Gedenkstätte auf dem Friedhof Jerusalems- und Neue Kirche III

in Berlin-Kreuzberg, die als Umnutzung eines ehemals abbruchreifen Mausoleums gerade fertiggestellt wurde.

Carl Gotthard Langhans (Landeshut in Schlesien 1732 – 1808 Grüneiche bei Breslau) war ein schlesischer Architekt und Baumeister, dessen bekanntestes Werk das Brandenburger Tor zu Berlin ist. Seine Bauten und Innenräume gehören zu

den frühesten Werken des Klassizismus in Deutschland. Carl Gotthard Langhans war preußischer Oberbaurat in Schlesien und Berlin und einflussreicher, vielseitiger und innovativer Baumeister, Lehrer und Staatsbeamter. Als Direktor des Oberhofbauamts war er seit 1788 für die Umsetzung des Stadtverschönerungsprogramms von König Friedrich Wilhelm II. für Berlin verantwortlich. Nicht nur in Berlin und Potsdam, auch in Schlesien stehen noch eine Reihe seiner Gebäude: das Alte Schloß in Dyhernfurth, Schloß Romberg bei Breslau, die evangelischen Kirchen in Waldenburg, Groß Wartenberg, Reichenbach und Rawitsch, das Palais Wallenberg-Pachaly in Breslau. Carl Gotthard Langhans starb nicht in Berlin, sondern auf seinem Besitz in Grüneiche bei Breslau. Sein Grab wurde 1957 mit der Überbauung des Großen Friedhofes in Breslau zerstört.



Berliner Ehrenggrab des Sohnes Carl Ferdinand Langhans auf dem Friedhof Jerusalems- und Neue Kirche III

Bilder: Langhans-Gesellschaft

Die Grabstätte seines Sohnes Carl Ferdinand Langhans (Breslau 1781 – 1869 Berlin), ein Berliner Ehrengrab, befindet sich auf dem Friedhof Jerusalems- und Neue Kirche III der Friedhofsanlage vor dem Halleschen Tor in Berlin-Kreuzberg. Vom Architekten Carl Ferdinand Langhans stammt der Neubau des 1843 abgebrannten Berliner Opernhauses (Staatsoper Unter den Linden), welcher ihm wegen des akustisch hervorragenden Zuschauer- und Bühnenraums den Ruf des bedeutendsten deutschen Theaterarchitekten seiner Zeit verschaffte. Er verwirklichte im Laufe seines Lebens Bühnenhäuser in Berlin (Staatsoper, Kroll-Oper, Victoria-Theater), Liegnitz, Stettin, Dessau, Breslau und Leipzig und verfasste mehrere Schriften über den Theaterbau. Darüber hinaus sind in Breslau die Elftausendjungfrauen-Kirche, die Marienkapelle in Oswitz, die Alte Börse auf dem Salzmarkt und die Synagoge zum Weißen Storch erhalten.

In Berlin gibt es weder Hinweisschilder noch Gedenktafeln oder einen dauerhaften Erinnerungsort für Vater und Sohn Langhans. Die Carl-Gotthard-Langhans-Gesellschaft Berlin schlug daher dem Evangelischen Friedhofsverband Berlin Stadtmitte vor, auf dem Friedhof Jerusalems- und Neue Kirche III in unmittelbarer Nähe zum Grab von Carl Ferdinand eine Langhans-Gedenkstätte einrichten zu dürfen. Die Wahl fiel auf die verlassene und auffällige Ruhestätte der Geschwister Massute, ein Mausoleum, dessen klassizistische Tempelarchitektur als besonders passend und repräsentativ für diese beiden einflussreichen Architekten des preußischen Klassizismus empfunden wurde. Die Geschwister Massute, über die wenig bekannt ist, hatten sich für ihren Begräbnisort ein Bauwerk bemerkenswerter ästhetischer und baukonstruktiver Qualität geleistet, das zu den feinsten seiner Art in der Stadt gehörte.

Die Finanzierung der Sanierung und Einrichtung des Gebäudes erfolgte durch

die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, das Landesdenkmalamt Berlin, die Lotto-Stiftung Berlin und die Carl-Gotthard-Langhans-Gesellschaft Berlin e. V.

Am 8. September 2017 wurde die Langhans-Gedenkstätte im Mausoleum Massute feierlich eröffnet und an den Tagen des offenen Denkmals am 9. und 10. September erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Carl-Gotthard-Langhans-Gesellschaft



Ruhestätte, repräsentativ: Mausoleum der Geschwister Massute in klassizistischer Tempelarchitektur



Bauen heißt auch Inszenieren, in diesem Fall das Licht: Blick in die frisch restaurierte Langhans-Gedenkstätte

Berlin will hier künftig mit Ausstellungen, Führungen, Vorträgen und Lesungen aktiv werden. Die Eröffnungsausstellung „Carl Gotthard Langhans: Meister des Klassizismus in Deutschland“ wurde konzipiert und erarbeitet vom Dokumentations- und Informationszentrums von Haus Schlesien (Königswinter). Sie wurde zuerst in Haus Schlesien 2008 zum 200. Todestag von Carl Gotthard Langhans gezeigt. Haus Schlesien stellt diese Tafelausstellung nun der Langhans-Gedenkstätte dauerhaft als Leihgabe zur Verfügung. Die Ausstellung wurde von der Carl-Gotthard-Langhans-Gesellschaft um eine Tafel für Carl Ferdinand Langhans und den Bezug zum Friedhof erweitert.

Die geplante unbeaufsichtigte Öffnung der Langhans-Gedenkstätte während der Friedhofsöffnungszeiten lässt das Zeigen von Objekten nur in beschränktem Maße zu. An Ideen für künftige Präsentationsformen wird bei der Carl-Gotthard-Langhans-Gesellschaft Berlin weiter gearbeitet. Aktuelle Hinweise zu Öffnungszeiten und Veranstaltungen rund um die Langhans-Gedenkstätte sind zu finden unter: www.langhans-gesellschaft.org/mausoleum.

(KK)

Gloria, mehrfach und mehrteilig

Bachs „Luthersche Messe“ beim Rohrer Sommer

Bei 27 Veranstaltungen kann man mit Fug und Recht von Tradition sprechen. Dies gilt in diesem Fall für den Rohrer Sommer, die inzwischen deutsch-tschechische Begegnungswoche im Benediktinerkloster Rohr. Dahinter steht seit Beginn die Ackermann-Gemeinde mit ihrem Kultur- und Bildungswerk, dem Institutum Bohemicum. Vom 30. Juli bis zum 6. August zeigten 121 Teilnehmer daran Interesse.

Diese kamen zu einem Drittel aus Tschechien, zu zwei Dritteln aus Deutschland – einige sogar aus den neuen Bundesländern. Erfreut wies Wolfgang Tobisch, einer der ehrenamtlich tätigen Teamleiter, darauf hin, dass 50 Teilnehmer Kinder und Jugendliche, keine 18 Jahre alt, also vom Säugling bis zum Senior alle Generationen vertreten waren. „Wir haben einen guten und großen Stamm an Teilnehmern, aber es kommen immer wieder auch neue Leute – hauptsächlich über unseren tschechischen Partnerverband, die Sdružení Ackermann-Gemeinde, und deren Jugendverband Spirála.“ Bei den kulturell-kreativ-musi(kali)schen Angeboten spielt die Sprache keine dominierende Rolle – auch wenn eigens ein Tschechisch-Kurs für Anfänger angeboten war.

Das Hauptthema war – passend zum Lutherjahr – „Die Reformation – Martin Luther und sein Vorläufer Jan Hus“. Dieses wurde in den literarischen Arbeitskreisen für Erwachsene ebenso behandelt wie im religiösen Arbeitskreis. Aber auch in der Musik kam das Thema zur Geltung, darüber später mehr. Die zentrale Thematik wurde von evangelischen und katholischen Theologen vermittelt. Auch in den Staios, den religiösen Impulsen zum Start in den Tag, ging es um Luther, zum Teil um nicht alltägliche Aspekte in Leben und Wirken des Reformators.

Der literarische Arbeitskreis der Jugendlichen drehte sich wie auch die Proben des Schattenspieltheaters und des Flötenssembles um die Kinderoper „Brundibár“ von Hans Krása. Diese handelt vor allem von Freundschaft und Zusammenhalt. In den Arbeitskreisen wurden die Figuren gebastelt, die Musik dazu einstudiert – und am Abend des letzten Tagungstages stand die Aufführung, wie auch die Vorführung der anderen Arbeitskreisarbeiten, auf dem Programm. Konkret gezeigt wurden Ergebnisse der musikalischen Früherziehung, der „Holzwürmer“ (Holzarbeiten) sowie Volkstanz und Volksmusik.

Die Arbeitskreise „Orchester und Kammermusik“ sowie „Chor“ präsentierten ihre Werke bereits am Abend des 4. August in der Abteikirche Rohr. Als Höhepunkt dieser deutsch-tschechischen Kulturwoche bezeichnete Wolfgang Tobisch das Konzert in seiner Begrüßung und bemerkte, dass „alles ehrenamtlich geleistet“ wurde. Auch in dem zweistündigen Konzert schlug sich das Tagungsthema nieder – in der „Missa in F-Dur BWV 233“ von Johann Sebastian Bach, einer seiner „Lutherischen Messen“.

Den Großteil des Konzertes bestritt das Orchester unter der Leitung von Simon Ullmann. Die Ouvertüre in D von Johann Bernhard Bach, einem Cousin von Johann Sebastian Bach, stand zunächst auf dem Programm. Wolfgang Amadeus Mozart war mit seiner „Andante KV 315 für Flöte und Orchester“ zu hören, die Flöte spielte Anna Talacková. Von einem Zeitgenossen Mozarts, Francesco Antonio Rosetti (wohl in Leitmeritz geboren), erklang das „Sextett in D“ für Flöte, zwei Hörner, Violine, Viola und Violoncello. Während der Kulturwoche hatten dieses Opus Anne Friedl-Henneberger (Flöte), Lea Salathé (1. Horn), Lothar Palsa (2. Horn), Zdenek Talácko (Violine), Ste-



Es bedarf keiner großen Bühne und vollen Säle, sondern der Einkehr, wie sie die Kapelle des Benediktinerklosters Rohr bietet: Chor und Orchester unter der Leitung von Stefanie Kocher bei der „Lutherischen Messe“

Bild: der Autor

phanie Kocher (Viola) und Simon Ullmann (Violincello) einstudiert und brachten es bei dem Konzert zu Gehör. Die „Trio-sonate in d-Moll“ von Georg Philipp Telemann spielten Johanna Böhm (Blockflöte), Stephanie Kocher (Barockviola), Simon Ullmann (Barockcello) und Irina Ullmann (Cembalo). Höhepunkt war das gemeinsame Singen und Musizieren von Chor und Orchester unter der Gesamtleitung von Stephanie Kocher: die „Lutherische Messe“ (Missa in F-Dur) von Johann Sebastian Bach. Lutherische Messen bestehen nur aus dem Kyrie und

einem mehrteiligen Gloria, wobei bei drei Teilen des Gloria einige Chorsänger als Solisten wirkten.

Das 70-jährige Jubiläum der Ackermann-Gemeinde Rottenburg-Stuttgart am 17./18. November werden Chor und Orchester des Rohrer Sommers umrahmen. 2018 wird der Rohrer Sommer bereits in den Osterferien stattfinden. Denn im August 2018 steigt wieder das Bundestreffen der Ackermann-Gemeinde, bei dem die Sänger und Musiker aktiv sein werden.

Markus Bauer (KK)

Buchgewordene Zentripetalität

„Mitte“ und „Europa“, inständig intoniert

„Reisen in die ferne Nähe“ unternimmt Laimonas Briedis in seinem Buch über Vilnius. Ausgangspunkt ist die geografische Mitte Europas, die etwa 25 km nördlich von Vilnius liegt, die litauische Hauptstadt liegt also im geografischen Zentrum Europas.

Von Brüssel oder Strassburg aus hat man dafür vermutlich nur ein Lächeln übrig. Briedis nähert sich seiner Stadt aus den unterschiedlichen historischen Epochen

und belegt so, dass Vilnius auch kulturell ein Mittelpunkt Europas ist.

Der Gang durch die Geschichte, angefangen im Mittelalter mit religiösen Auseinandersetzungen mit Rom, zeigt, dass die europäischen Großmächte mit den drei Polnischen Teilungen das ehemals so große „sarmatische“ Reich rücksichtslos zerstörten. Interessant dabei, dass schon die erste Teilung 1772 als Polnische Teilung

in die Geschichte eingegangen ist. In den geschichtlichen Betrachtungen spielt Litauen keine Rolle (z. B. auf der Website deutscheundpolen.de). Das Kapitel „Schatten der Aufklärung“ handelt von Johann Georg Forsters Zeit als Professor in Vilnius und vermittelt etwas von der Überheblichkeit, mit der dieses Land, das zu jener Zeit unter zaristischer Herrschaft stand, betrachtet wurde. Forsters Traum einer wissenschaftlichen Karriere analog zu der seines Vaters erfüllte sich nicht.

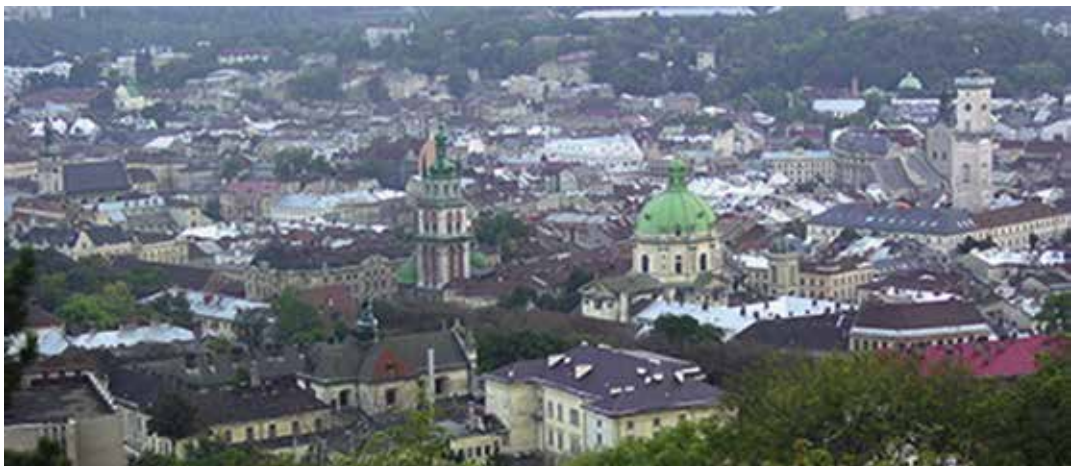
Wahrhaft europäisch, allerdings hochgradig zerstörerisch, ist der Auftritt der „Grande Armée“ Napoleons auf dem Weg nach Moskau. Mehr oder minder unorganisiert, uninformiert mussten ca. 600 000 Soldaten einem Plan folgen, der sich eher als Chimäre entpuppte – Napoleon soll auf eine Frage seines Generals Narbonne geantwortet haben: „Lass das Schicksal sein Werk vollenden und Russland von meinem Hass auf England vernichten.“ So „genial“ gedacht, konnte das Werk nur in der Katastrophe enden. Es führte dazu, dass Vilnius bzw. das rudimentär noch existierende Großfürstentum Litauen beim Rückzug noch einmal von Napoleons Truppen überrollt wurde.

Der an diesen Krieg sich anschließende

Wiener Kongress sortiert Europa neu. Fast. Das schon länger okkupierte Litauen bleibt unter russischer Herrschaft, bis im Ersten Weltkrieg die Deutschen Wilna am 19. September 1915 einnehmen. Es folgt nach dem Krieg die kurze Zeit der Unabhängigkeit bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs. Der vergleichsweise schnelle Wechsel der Okkupation von Sowjets zu Deutschen und zurück zu den Sowjets besiegelt das Ende jüdischen Lebens. Spätestens jetzt zeigt sich, wie durchschlagend Diktaturen unterschiedlicher politischer Couleur in der Auslöschung ihnen nicht genehmer Kulturen zusammenarbeiten können.

Aus eigener Kraft befreit sich Litauen 1990 von der sowjetischen Herrschaft und tritt später der Europäischen Union bei. Übrigens ist bis zur Beendigung des Buches die geografische Mitte Europas noch ein Stück weiter an Vilnius herangerückt worden. Mittlerweile gibt es wieder eine jüdische Gemeinde in Vilnius, das früher einmal als das „Jerusalem des Nordens“ tituliert wurde.

Ganz so glänzend ist die Gegenwart der zweiten hier vorzustellenden Stadt nicht: Lemberg. Lutz C. Klevemann verortet Lemberg in der „vergessenen Mitte Europas“. Auch hier also die Begriffe „Europa“ und



Lemberg

Bild: Deutsches Kulturforum östliches Europa

„Mitte“. Und das mit der Mitte ist/war seit 1887 amtlich. Wenn auch nicht gerade in oder bei Lemberg, so ist doch Rachiw/Dilowe (ca. 260 km südwestlich von Lemberg) in der Ukraine von einer k. u. k. Kommission nach Vermessungsarbeiten für den Bau einer Eisenbahnlinie 1887 als Mittelpunkt des damaligen Europa festgelegt worden.

Bei der schon erwähnten ersten Teilung Polens (Litauens) 1772 fiel Lemberg bzw. Galizien an die Habsburger Monarchie. Bis dahin hatte es immerhin noch auf dem Papier das Großfürstentum Litauen in seinen Grenzen von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer gegeben. Vilnius und Lemberg hatten also eine zum Teil gemeinsame Geschichte. Nach dem Tod Maria Theresias 1780 krepelte ihr Sohn Joseph II. die Provinz vollkommen um. Er wollte aus dem „Kronland ein Labor für die Reformen des aufgeklärten Absolutismus machen“. Die Gründung einer Universität, an der später auch in deutscher Sprache unterrichtet wurde, zementierte für lange Zeit die Vorherrschaft westlich-aufgeklärten Denkens. In Teilen bis heute, denn am Stadtbild Lembergs ist die k. u. k. „Herrschaftlichkeit“ noch zu erkennen. Und so wie man Temeswar im heute westrumänischen Banat gern als „Klein-Wien“ bezeichnete, tat man es auch mit Lemberg. Daran haben auch die nach 1945 errichteten Wohnsilos sowjetischer Prägung rund um die Stadt nichts geändert.

Die österreichische Okkupation erwies sich vor allem für Juden in den Städten als segensreich. Unter den ca. sieben Millionen Einwohnern im damaligen Galizien lebten etwa zu einem Zehntel Juden. Der Anteil derer, die lesen und schreiben konnten im Land, lag bei ungefähr einer Million Menschen, etwa ein Drittel davon Juden. In den Städten waren sie u. a. als Anwälte, Ärzte tätig, auf dem Land auch als Gutsverwalter. Auf der mittleren Ebene arbeiteten sie auch in der Verwaltung. Angesichts ihres Anteils an der Gesamtbevölkerung waren sie, so schien es, überrepräsentiert. Vor allem die

Ruthenen, wie die Ukrainer früher hießen, fühlten sich zurückgesetzt. Denn da waren ja auch noch die Polen, denen mehr oder weniger das Land gehörte. Grund für Auseinandersetzungen zu allen Zeiten in allen Lebenslagen. Die österreichische Politik spielte immer wieder die ruthenische gegen die polnische Bevölkerung aus.

Im Vergleich mit den anderen besetzten Teilen Polens konnte sich die polnische Kultur im österreichischen Teil am besten entwickeln. Bis 1918 blieb Lemberg österreichisch. Der Anschluss an das wiedererstandene Polen im November 1918 musste gegen Ukrainer erkämpft werden. Die Freiheit währte nur kurz. Nach dem deutschen Einmarsch in Polen 1939 rückten die Sowjets in Ostpolen/Galizien ein. Nikita Chruschtschow inszenierte eine Volksabstimmung, die einen Appell der Ukrainer zur Aufnahme in die UdSSR „generierte“. Ein erster, wenn auch kurzer Eindruck sowjetischer „Staatskunst“ folgte – und es begann das Auslöschen jüdischer Lebenszeugnisse.

Als die Nazis im Sommer 1941 den Stalin-Hitler-Pakt brachen, trafen sie auf vorbereitetes Gelände. Gegenwehr fand nicht statt. Aber wie Napoleon hatte auch Hitler den russischen Winter nicht auf der Rechnung. Und so wie die Franzosen durch Vilnius/Litauen zurückfluteten nach Frankreich, so zogen sich die deutschen Verbände auch via Lemberg/Galizien zurück. Lemberg wurde wieder „ukrainisch“. Die Polen Ostgaliziens wurden in die von den vertriebenen Deutschen hinterlassenen Dörfer und Städte Schlesiens und aus vielen anderen Teilen der Sowjetunion Menschen in die Ukraine vertrieben. Aus den Bewohnern Lembergs und auch anderer Städte mussten erst noch Ukrainer werden, unter sowjetischer Knute. Die sowjetische Herrschaft endete im Dezember 1991. Seither tobt in der Ukraine eine Auseinandersetzung um die Frage nach einer West- oder einer Ostorientierung mit besonderer Härte. Die

Annexion der Krim, der „Bürgerkrieg“ in der Ostukraine – hier wird Machtpolitik mal knapp unterhalb eines Krieges, mal als echter Krieg vorgeführt.

Lemberg galt in all den Jahren der Sowjetherrschaft eher westorientiert, wohingegen die Hauptstadt Kiew nicht zuletzt wegen der Kiewer Rus eher ostorientiert ist. Die Verheerungen, unter denen Vilnius und Lemberg gelitten haben und noch leiden, lassen sich im Fazit Klevemans zusammenfassen: „Die Geschichte Lembergs ist die Geschichte vieler mitteleuropäischer

Städte, die zwischen den Großmächten Deutschland und Russland aufgerieben und entvölkert wurden. Lemberg ist Vilnius, ist Grodno, ist Brest, ist Posen, ist Czernowitz, ist Fiume, ist auch Breslau und Königsberg.“

Ulrich Schmidt (KK)

Laimonas Briedis: Vilnius. Reisen in die ferne Nähe. Aus dem Englischen von Cornelius Hell, Jelena Dabic, Mascha Dabic unter Mitarbeit von Veronika Zoidl. Wieser Verlag, Klagenfurt/Celovec 2017, 29,90 Euro

Lutz C. Klevevan: Lemberg. Die vergessene Mitte Europas. Aufbau Verlag, Berlin 2017, 24 Euro

KK-NOTIZBUCH

Das **Kulturzentrum Ostpreußen** im Deutschordensschloß Ellingen zeigt bis zum 8. April 2018 Aquarelle und Zeichnungen des Elbinger Architekten und Künstlers **Alfred Arndt**, den Walter Gropius als „Urbauhausler“ bezeichnete. Trotz seiner Verbundenheit mit der Weimarer Schule zog es ihn stets in seine Heimat an der Ostsee. Während dieser Aufenthalte hat er das Bild der Landschaften und Städte in hochwertigen grafischen Arbeiten festgehalten, daneben aber auch Küstenlandschaften in Aquarellen und Pastellen. Die Arbeiten in verschiedenen Techniken sind zum Teil erstmals einer breiten Öffentlichkeit präsentiert.

Der aus Siebenbürgen stammende Maler und Holzschneider **Gert Fabritius** zeigt bis zum 15. Oktober Holzschnitte, Zeichnungen, Übermalungen und Objekte in der **Galerie im Helferhaus in Backnang**. Der Schwerpunkt der Ausstellung

liegt auf dem Holzschnitt, der häufig mit Übermalung verbunden wird und vielfach selbst Objektcharakter hat. Grundlage der Arbeit von Fabritius ist allerdings die Zeichnung.

Tomás Kafka, Diplomat und Übersetzer (u. a. Bernhard Schlink, Thomas Brussig), hält am 5. Oktober um 19 Uhr im Rahmen einer Veranstaltung des Kulturreferenten für die böhmischen Länder in Kooperation mit dem Tschechischen Zentrum München im **Sudetendeutschen Haus** einen Vortrag in der Reihe „Mein Weg zu unseren Deutschen“: „Mitteleuropäisch, aber glücklich – warum Deutsche und Tschechen einander brauchen (können)“.

Das **Schlesische Museum** zu Görlitz lädt für den 30. September zu einer Exkursion in die Ausstellung „Jugendstil in Hirschberg“ des dortigen **Riesengebirgsmuseums** ein. Information: kontakt@schlesisches-museum.de. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**